Männerarbeit ist Versöhnungsarbeit

Gedanken über Potenziale und Herausforderungen kirchlicher Männerarbeit.

Vortrag von Markus Theunert. Kassel, 14. April 2018

Geschätzte Anwesende
Liebe Kollegen

Es ist mir Ehre und Freude zugleich, hier und heute zu euch sprechen zu dürfen. Ich habe sehr gern zugesagt: Mir gefällt es, dass die katholische und die evangelische Männerarbeit ihre Ressourcen an diesem Tag zusammenlegen und gemeinsam eine ökumenische Tagung durchführen. Mir gefällt es überhaupt, dass die Kirchen in Deutschland sich so stark in der Männerarbeit engagieren. Davon können wir in der Schweiz nur träumen. Mir gefällt auch der Tagungstitel: „Einfach Mann sein?!“. Ja, diese Sehnsucht kenne ich auch: „Einfach“ Mann zu sein.

Doch Moment, was soll das eigentlich heissen, „einfach Mann zu sein“? Unreflektiert Mann sein? Einfältig Mann sein? Rücksichtslos Mann sein? Kaum. Fürwahr, am einfachsten wäre Mann-sein, wenn es dabei nichts zu überlegen und zu gestalten gäbe, weil bereits alles vorgegeben ist. Doch das ist ja genau die Situation, die wir ändern wollen. Wir wollen raus aus vorgefertigten Schablonen, wollen Männlichkeitskorsette sprengen – und uns eben gerade nicht in der Zwangsjacke unserer Väter und Vorväter wiederfinden, uns eben gerade nicht resouveränisierend einer vermeintlich einfachen „Männlichkeit“ versichern.

Doch warum soll das Beschreiten von Neuland „einfach“ sein?

Es geht also wohl weniger darum, einen einfachen Weg zu beschreiten als vielmehr darum, auf einem schwierigen Weg einfach Schritt um Schritt gehen zu können. Deshalb will ich mich im Folgenden der Frage widmen, was wir brauchen, um Trittsicherheit auf diesem unwegsamen Gelände zu finden.

Was macht das Gelände so unwegsam? Ich vereinfache grob und sage: Dass wir uns als progressive Männer mitten im Spannungsfeld von feministischen Ansprüchen und einem Männlichkeits-Backlash wiederfinden.

Wir leben in einer Zeit, in der Männer mit Macht die Welt wieder einmal in den Abgrund zu führen drohen. Wir sehen Männer mit Macht in einer Handlungslogik von grosser Schlichtheit – so wie damals auf dem Schulhof: Aug um Aug, Zahn um Zahn. Und über allem die Frage: Wer ist der Stärkere, wer hat den Grösseren?

Ich möchte mich heute deshalb auch der Frage zuwenden, welche Aufgabe Männer und Männerarbeit in einer Zeit haben, in der Männlichkeits-Karikaturen wie Trump, Putin & Co. genau jene toxischen Männlichkeiten neu aufleben lassen, die zu überwinden wir angetreten sind. Ich möchte dabei insbesondere die Frage stellen: Was ist die Alternative zu Wut und Hass gegenüber diesen Figuren? Was ist die Alternative zu Ohnmacht und Rückzug in dieser Situation?

Ich möchte dabei starten mit einer persönlichen Wahrnehmung: Wenn ich diese mächtigen Männer ansehe, dann kann ich das Bild, das sie abgeben wollen, kaum halten. Spätestens nach ein paar Sekunden sehe ich nicht mehr den mächtigen Mann, sondern den ohnmächtigen Jungen. Aus der Verachtung wird dann plötzlich Mitleid, manchmal Mitgefühl. Das lindert die Wut. Die Angst aber, die bleibt. Denn diese ohnmächtigen Männer sind verletzte Jungen, die sich entschieden haben, lieber die Welt untergehen zu sehen als sich ihrer Verletztheit zu stellen. Damit ist aber auch gesagt: Diese mächtigen Männer sind isolierte Männer, gespaltene Männer, einsame Männer auch, denn sie haben das Wichtigste verloren: sich selbst.

Eine erste Antwort haben wir dadurch bereits: Progressive Männerarbeit sollte das besser machen, sollte sich den Wunden und Verletzungen zuwenden. Das ist die Voraussetzung, damit sie heilen können. Das ist die Voraussetzung, damit man(n) einfach sei kann. Über Wunden und Verletzungen zu sprechen, ist aber selbst in diesem Kreis nicht unproblematisch. Schliesslich sollen wir ja ressourcen-orientiert sein, Kraft geben, „empowern“. Insofern mute ich Ihnen nun wenig Heiteres, aber hoffentlich viel Stärkendes zu.

Es sind letztlich zwei einfache Fragen, die ich stelle:

Woran leiden Männer? Und wie heilen Männer?

1. Woran leiden Männer?

Dafür nutze ich das Bild des Eisbergs, bei dem nur der oberste Teil gut sichtbar ist. Lassen Sie uns gemeinsam in die Tiefe tauchen.

1.1 Biologie und Biografie

Wenn ich Ihnen die Frage „Woran leiden Sie?“ stelle, dann werde ich mit grösster Wahrscheinlichkeit sehr konkrete Aussagen erhalten: An meinem Vorgesetzten. An den Launen meiner Frau. An der Höhe meines Salärs. An der Höhe des Salärs meines Nachbarn. An meinem Gewicht oder meinem Aussehen. Das ist alles relevant. Aber eben nicht die ganze Geschichte. Ich möchte tiefer bohren.

1.2 Zeitgeist und Kultur

Schon weniger sichtbar, aber wohl für alle von uns spürbar ist der Wandel des Männerbilds, der sich am Vollziehen ist. Wir nehmen einerseits wahr, dass traditionell männliches Verhalten zusehends problematisiert wird. Aktuellstes Beispiel ist die MeToo-Debatte: Übergriffige Männlichkeit wird nicht mehr gedeckt. Das „Kavaliersdelikt“ gibt es nicht mehr. Das ist grundsätzlich begrüssenswert. Aber die Problematik bleibt: Es reicht nicht, die Liste von unerwünschtem Verhalten einfach zu verlängern und die Verunsicherung entsprechend zu vergrössern. Wir müssen vielmehr das Orientierungsvakuum füllen. Uns fehlt der Kompass, was nachhaltige Männlichkeit ist. Sicher ist: Die Verkehrung traditioneller Männlichkeitsbilder in ihr saft- und kraftloses Gegenteil ist keine gelingende Option.

Auf der anderen Seite verlängert sich die Liste der Ansprüche an Männer in ebenfalls erstaunlicher Geschwindigkeit. Ein moderner Mann ist auch ein engagierter Vater, ein guter Zuhörer, ein einfühlsamer Liebhaber, natürlich sozial kompetent, emotional differenziert und verbal stark auch im Selbstausdruck... Entlastung gibt es jedoch keine. Auch dieses männliche Chamäleon von heute muss volle Performance in jeder Lebenslage erbringen, ist leistungsstark und erfolgreich, fit und kräftig, souverän und abgebrüht.

Wir können also feststellen: Unser Männlichkeitsverständnis ist in rasantem Wandel. Bloss: Es erneuert sich nicht, sondern erweitert sich nur. Ein „richtiger“ Mann kombiniert die Qualitäten seines Vaters und Grossvaters mit den neuen Anforderungen an einen „modernen Mann“. Das ist unter dem Strich eine Überforderung – und bleibt Gewalt an sich selbst. Männlichkeit ist auch heute nicht trennbar von der Anforderung, sich selbst und andere zu beherrschen und auszubeuten.

In der Folge leiden wir an einer Grundbefindlichkeit, die durch Druck und Versagensangst gekennzeichnet ist, gemeinerweise durchdrungen von etwas Hoffnung: „Aber wenn ich mich richtig anstrenge...“ Die Hoffnung wird sich jedoch nie erfüllen. Mann sein heisst, an unerreichbaren Männlichkeitsidealen zu scheitern. Die Grunderfahrung heisst: So wie ich bin, bin ich nie genug. Wir leiden weiter an einer Abwertung des Männlichen, an einer Art Sippenhaftung, an einer suggerierten Erbschuld. Und wir leiden einsam. Denn dass all dieses Leiden strukturell bedingt ist, uns von anderen Männern nicht unterscheidet sondern mit ihnen verbindet: Das dürfen wir nicht sehen.

1.3 Sozialisation und Identität

Nun gut, die Herausforderungen mögen *tough* sein, aber wir Männer sind ja auch *tough*, wenden Sie ein? Ich widerspreche. Männliche Sozialisation ist auch heute noch im Wesentlichen die Lernerfahrung, dass es leichter geht, wenn man *weniger* spürt, mithin also ein lebenslanges Trainingslager in den Disziplinen Selbstbeherrschung und Abstumpfung.

Ein „richtiger Mann“ darf seinen Körper benutzen, nicht aber in seinem Körper zuhause sein, ihn nicht lieben, hegen und pflegen. Er darf seinen Verstand benutzen, aber er darf nichts fühlen, was die Fassade der Stärke in irgendeiner Weise besudeln könnte. Er darf seine Freiheit benutzen, solange er sie in den gesetzten engen Grenzen zu halten weiss. Er muss integer sein, aber auf keinen Fall integriert. Mann-Sein ist im historischen Zusammenhang verbunden mit der Pflicht zur seelischen Spaltung. Mann-Sein ist bis heute verbunden mit der Pflicht zur Entfremdung vom «Eigentlichen», der Seele, dem Selbst, dem Wesen eines Menschen. Die „Verwehrung des Selbst“ nennt das Björn Süfke. Im traditionellen Arbeitsteilungsmodell, das Männern den Bereich der Erwerbsarbeit zuweist, kommt dazu die Verwehrung väterlicher Liebe und Zuwendung, das Fehlen eines lebensdienlichen Vorbilds.

Die Brutalität ist ganz offensichtlich – und trotzdem leiden wir still und einsam vor uns hin.

Wenn es männlichen Leidensdruck gibt und dieser gross ist, sich aber trotzdem nicht zu äussern vermag, dann muss es einen noch grösseren Gegendruck geben: die Angst vor dem Dammbruch. Es ist ein Teufelskreis: Weil die Männlichkeitsideale gleichermassen unerfüllbar wie unentrinnbar sind, hält das Wachsen meines Leidensdrucks stets Schritt mit dem Wachsen meiner Angst davor, ihnen nicht zu genügen. Im gleichen Tempo macht sich die innere Leere breit: Aus der blutarmen Innenwelt wird mit der Zeit eine militarisierte Sperrzone, der ich mich nur unter Lebensgefahr zuwenden kann – nämlich unter der sehr realen Gefahr, das bisherige Leben als «Leben aus zweiter Hand» zu erkennen und dieses Korsett sprengen zu wollen. Je mehr ich leide, umso mehr wächst meine Angst vor Veränderung und umso schärfer muss ich gegen jedes Anzeichen von Leiden vorgehen – bis dass ich innerlich tot oder geplatzt bin. So werden Bonsai-Männer gezüchtet. So entstehen «Männchen», aus denen nie Männer werden. So entstehen Männer, die Gefängniswächter und Gefängnisinsassen in Personalunion sind.

Auch nach 20 Jahren in der Männerarbeit empört es mich immer wieder von Neuem, welche Grausamkeit Jungen und Männern angetan wird, welche Grausamkeit sich Jungen und Männer antun. Denn das ist ja das Kennzeichnende männlichen Leidens: Es gibt keinen Schuldigen, auf den man zeigen könnte, den man bekämpfen könnte. Wir sind unsere eigenen Wächter. Wir sind unsere eigenen Züchter von Bonsai-Männlichkeiten. Doch dass wir leiden, dürfen wir nicht sehen, weil wir unser Leiden zu spüren verlernt haben, weil wir wissen: Wenn wir Leiden sind wir keine „richtigen Männer“ mehr. Denn ein richtiger Mann hat alles und immer im Griff – sogar seine Ohnmacht und Verzweiflung.

1.4 Vergangenheit und Trauma

Verzeihen Sie, aber ich komme erst jetzt zum schwierigen Teil. Ich möchte Sie dafür kurz an etwas sehr Persönlichem teilhaben lassen.

Diese Werkstatt steht in einem kleinen Dorf rund 50 Kilometer östlich von Görlitz im früheren Niederschlesien. In ihr spielten sich die prägenden ersten Jahre im Leben meines Vaters ab. Er wurde am 4. November 1939 geboren. Sein leiblicher Vater war zu diesem Zeitpunkt bereits tot. Er war einer der Ersten,

der auf den Schlachtfeldern Polens sein Leben liess. Mein Vater wuchs bei seinem Grossvater auf, einem früheren preussischen Gardeoffizier, der als Hufschmied in diesem kleinen Dorf im Osten Deutschlands einiges Ansehen genoss.

14 Millionen Deutsche mussten 1945 ihre Heimat verlassen. Mein Vater war einer von ihnen. Sein Bruder Ludwig verhungerte auf der Flucht. Mein Vater schaffte es nach Westdeutschland – lebend, aber nicht wirklich lebendig. Die Angst und der Hunger, die Brutalität und die Ohnmacht müssen ihm Wunden zugefügt haben, die sich letztlich als unheilbar erweisen sollten. Trotzdem – oder vielleicht gerade deswegen – blieb er ein Leben lang in einem von aussen nicht nachvollziehbaren Stolz auf die Nazi-Diktatur verfangen.

In der Todesanzeige schrieben meine Mutter, meine Schwester und ich: „Wir trauern voller Dankbarkeit um alles, was du schenken und mit uns teilen konntest. Wir trauern vergebungsvoll um jene Saatkörner, die in den Wunden deiner kriegsverletzten Kindheit nie zur Blüte fanden. Unsere Liebe bekamst du geschenkt. Unseren Respekt hast du dir verdient.“ Ein Zitat von Graf Teja aus Felix Dahns Heldenepos „Ein Kampf um Rom“ – das Lieblingsbuch meines Vaters – zierte die Anzeige: „Kämpfen wollen wir, daß man es nie vergessen soll in allen Tagen: kämpfen mit höchstem Stolz, aber ohne Sieg.“

Ich erzähle Ihnen das deswegen, weil ich mich seit dem Tod meines Vaters im März des vergangenen Jahres sehr intensiv mit der transgenerationalen Weitergabe traumatischer Erfahrungen beschäftigt habe. Dass es diese Weitergabe gibt, kann fachlich heute nicht mehr ernsthaft bestritten werden. Wir müssen also davon ausgehen, dass wir nicht nur unsere eigenen Verletzungen in uns tragen, sondern auch die Wunden unserer Väter und Vorväter in uns schmerzen, natürlich auch die Wunden unserer Mütter und Grossmütter. Wir müssen beispielsweise davon ausgehen, von Frauen grossgezogen worden zu sein, die selbst vergewaltigt wurden, Vergewaltigungen miterlebt haben, ständiger Angst vor Vergewaltigungen ausgesetzt waren. Was macht das mit uns? Was macht das mit unserer Sexualität? Wie können wir an die liebende Kraft männlicher Sexualität glauben und vertrauen, wenn unsere nächsten Angehörigen damit Schrecken und Leiden verbinden?

Ich will diese ebenso sensiblen wie schmerzhaften Fragen nicht auswalzen. Ich will aber mit Bestimmtheit sagen: Da ist noch ganz viel unbearbeitet. Und es ist unsere Pflicht, diese Arbeit endlich zu erledigen, die von unseren Vätern und Vorvätern nicht erledigt worden ist. Damit komme ich zur zweiten Frage.

2. Wie heilen Männer?

Mein Referat trägt den Titel: Männerarbeit ist Versöhnungsarbeit. Dieser Titel ist Programm. Ich behaupte: Wir Männer heute haben die Chance und die Pflicht, nicht nur unsere eigenen Wunden verheilen zu lassen, sondern auch die Wunden unseres patriarchalen Erbes. Das ist eine verdammt grosse Aufgabe und naheliegenderweise auch keine einfache. Eine Alternative sehe ich jedoch keine, wenn wir uns nicht bloss weiter in der Spirale des Leidens drehen wollen.

Was heisst das konkret?

2.1 Persönliche Ebene

Männer sind Wächter und Gefangene in Personalunion, habe ich gesagt. Liebe Männer, diese Gleichzeitigkeit ist unsere Tragik – aber auch unsere Chance. Weil wir Wächter und

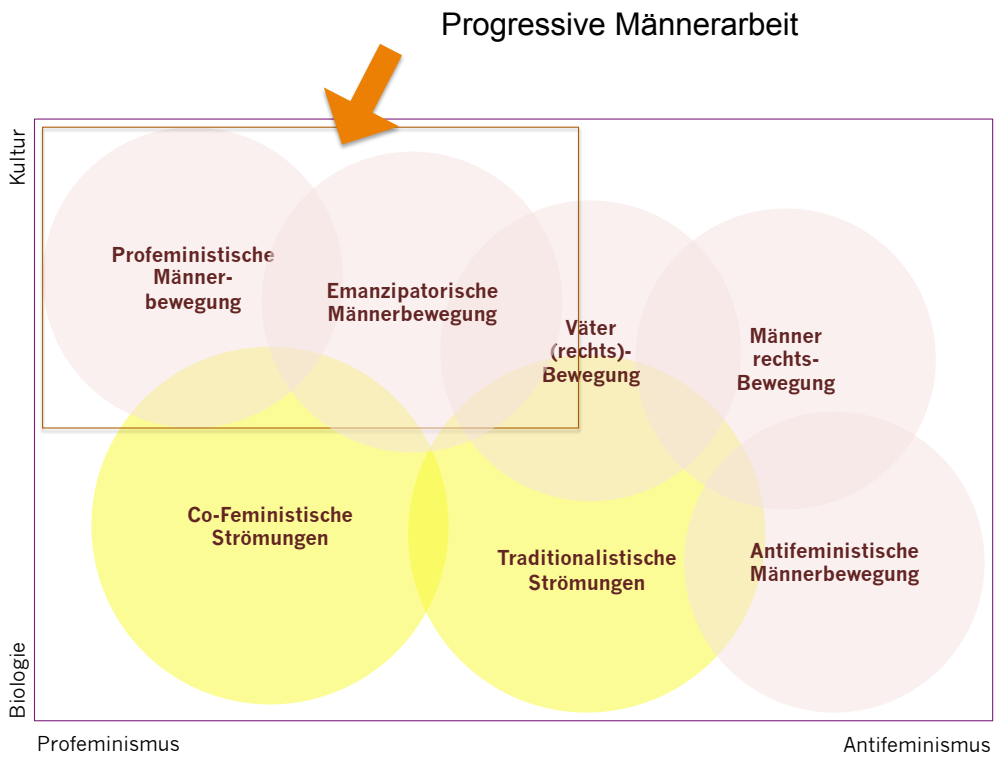
Insassen zugleich sind, liegt auch die Macht zur Emanzipation in uns. Wir können es tun. Wir können uns ein lebensdienliches Männerbild schaffen: Wir selber sind es, die uns im Weg stehen.

Der Prozess ist anspruchsvoll und der Grat schmal. Denn wegen dieser Gleichzeitigkeit von Gefangen-sein und Wächter-sein kann Männeremanzipation nie nur das Eine oder das Andere sein: Wenn wir nur Wächter sind und den Gefangenen bekämpfen, schreiben wir unsere Selbstunterdrückung und –ausbeutung fort. Wenn wir nur Insassen sind und den Wächter bekämpfen, finden wir uns in der reinen Rebellion. Das mag besser sein als Anpassung. Nachhaltige Männeremanzipation aber heisst: Die Aussöhnung zwischen dem Wächter und dem Insassen befördern. Mit liebevoller Strenge. Schritt für Schritt. In der Bereitschaft, Rückschritte zu verzeihen. Im Willen, den Frieden zu finden.

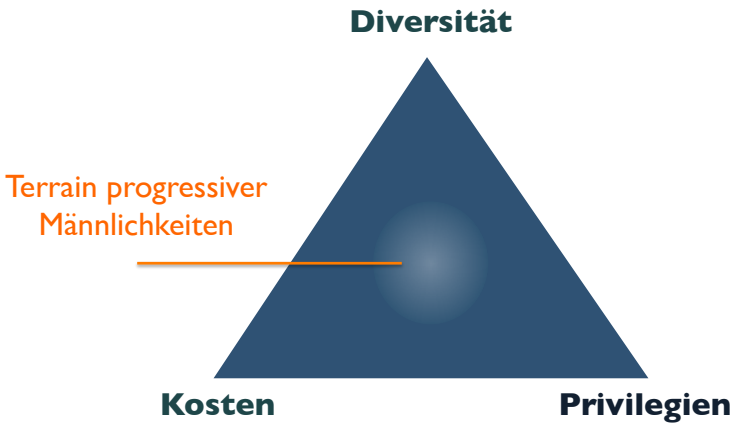
Doch aufgepasst: Wenn ich den versöhnten Mann als Leitbild lebensdienlicher Männlichkeit skizziere und dazu auffordere, den Prozess der Aussöhnung auf sich zu nehmen, dann laufe ich neuerlich Gefahr, in das alte Alles-im-Griff-Muster zu rutschen. Ich möchte vor Übermut warnen: Die Versöhnung zwischen Wächter und Gefangenem ist auch, aber nicht nur eine Aufgabe, die sich jedem einzelnen Mann stellt und die ein einzelner Mann allein lösen kann. Das ist eine Verbundsaufgabe, eine kollektive Bewältigung unbearbeiteter männlicher Trauer, Tragik und Traumata. Dafür braucht es Männerarbeit. Dafür braucht es kirchliche Männerarbeit.

2.2 In der Männerarbeit

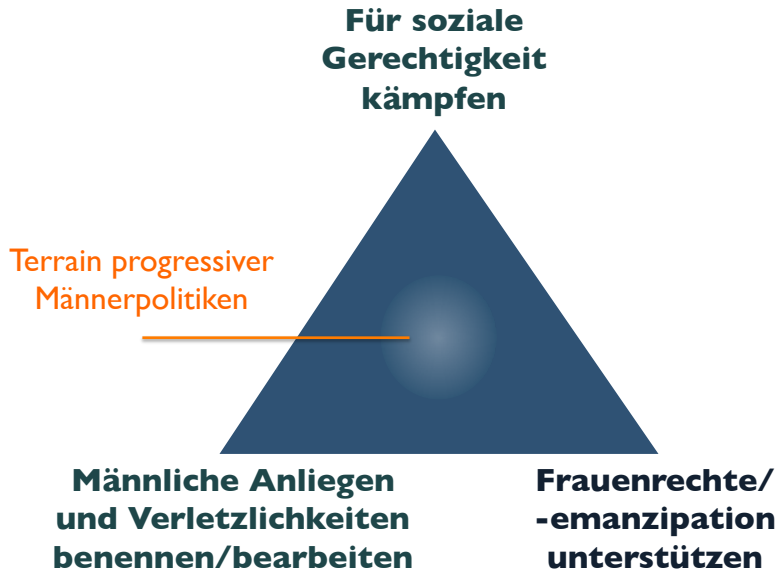
Die Männerarbeit im deutschen Sprachraum ist international ein Sonderfall. Das wurde mir erst in den letzten Jahren bewusst seit ich verstärkt auf europäischer und globaler Ebene wirke. Was wir im deutschsprachigen Europe mit grosser Selbstverständlichkeit tun: Wir verbinden als „bewegte Männer“ profeministische und eine emanzipatorische Traditionen.



Unsere Männerbewegung und die Männergruppenkultur sind entstanden aus dem Wunsch, die Emanzipationsbewegung der Frauen nicht einfach auszusitzen, sondern ebenso unterstützend wie eigenständig eine komplementäre Bewegung in Richtung gerechter Geschlechterverhältnisse zu unternehmen. Wir haben ein entsprechend stabiles gemeinsames Fundament, das auf Michael Messners männerpolitischem Dreieck beruht und im Wesentlichen sagt: Wir müssen uns sowohl mit unseren Privilegien konfrontieren und diese abzugeben lernen, wir müssen gleichzeitig die Kosten traditioneller Männlichkeit sehen und anprangern und wir müssen die Unterschiede männlicher Lebenslagen im Blick behalten, damit Männer in Würde einen neuen Platz in einer egalitären Gesellschaft suchen, sich emanzipieren können.



Daraus hat sich für die männerpolitische Praxis das Konzept der triple advocacy, der dreifachen Anwaltschaftlichkeit entwickelt (Theunert 2012). Es besagt, dass progressive männerpolitische Beiträge gleichermassen männliche Anliegen und Verletzlichkeiten benennen/bearbeiten, Frauenemanzipation unterstützen und soziale Gerechtigkeit anstreben müssen.



Diesem Ansatz ist Sorge zu tragen. Denn was ich international wahrnehme, ist eine starke Polarisierung. Auf der einen Seite stehen die gleichstellungsfeministisch geprägten Institutionen, die Jungen und Männer gern instrumentalisieren für eigene Zwecke, die geschlechterreflektiertes Handeln von Jungen und Männer letzlich nur dann als legitim erachten, wenn es Mädchen und Frauen nutzt. Auf der anderen Seite steht die Männer- und Väterrechtsbewegung, die sich im Aufrechnen tatsächlicher und vermeintlicher Benachteiligungen von Jungen und Männern verliert, die auf Gegenwehr setzt statt auf gemeinsame Entwicklung.

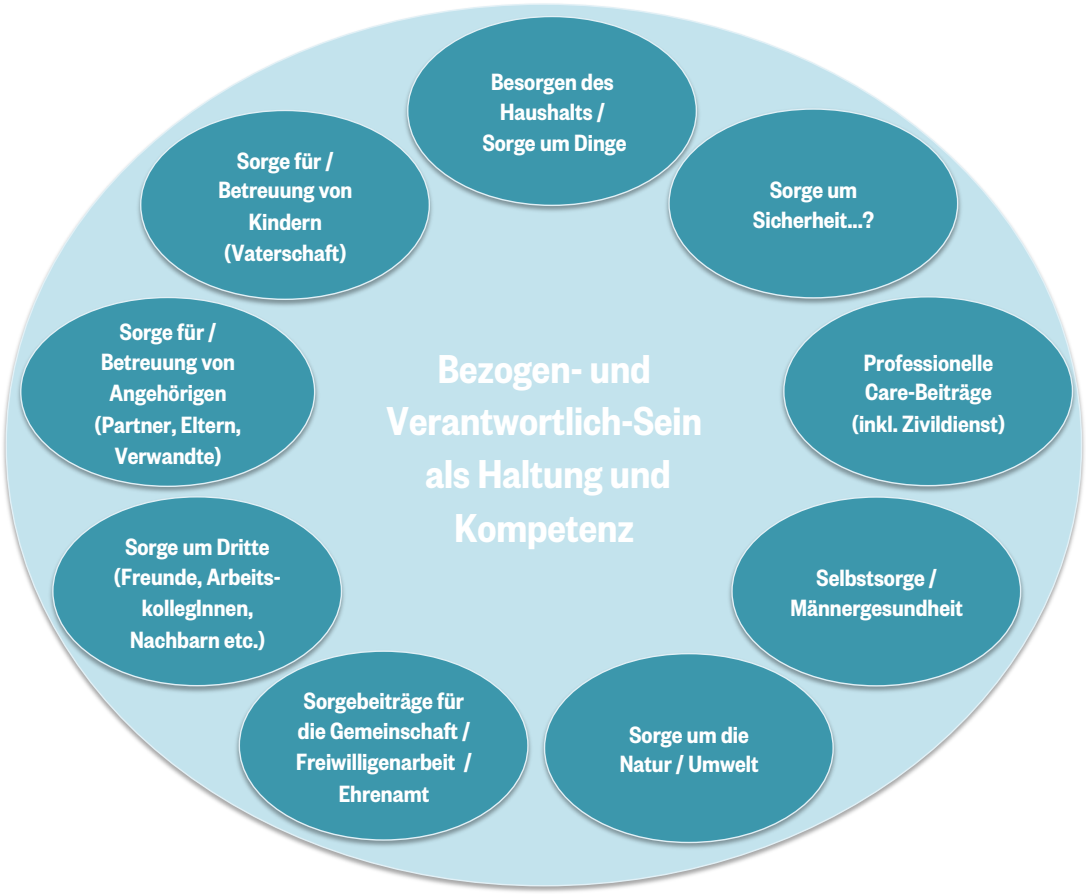
Wir dürfen diesen Kräften das Feld nicht überlassen. Männliche Entwicklung kann nicht in Umerziehung bestehen. „Gender transformation" heisst der Ansatz, der hier gepredigt wird. Der Begriff ist nicht das Problem. Aber das oftmals damit verbundene Verständnis, wir müssten unsere „alte Männlichkeit" überwinden und durch eine neue ersetzen. Das aber ist nicht Entwicklung, sondern die Fortschreibung der Gewalt, die sich Männer antun. Die Gegenbewegung ist aber auch keine Option: Es kann nicht darum gehen, dass wir als Männer ohne Schmerz und Leid zu neuer Souveränität und Stärke gelangen. Denn wie ich aufzuzeigen versucht habe: Auch das wäre wieder nur eine Fassade. Deshalb ist es eben nicht so einfach, mit dem einfach Mann sein... Aber nicht unlösbar. Zumindest möchte ich mit Ihnen Erfahrungen teilen, die wir in der Schweiz machen.

2.3 Männerpolitik

männer.ch hat als Dachverband der progessiven Schweizer Männer- und Väterorganisationen einen klaren Strategieentscheid gefällt: Wir verwenden bis mindestens ins Jahr 2027 alle unsere Kräfte darauf, einen Wertewandel zu ermöglichen, der sorgsame Männlichkeiten zur neuen Normalität machen. „Caring masculinities" heisst das Fachkonzept dazu.

Was verstehen wir unter *caring masculinities*? Der Begriff kursiert seit einigen Jahren in der Fachdiskussion, ist aber nach wie vor nicht wirklich klar konzeptualisiert. Erschwert wird die Suche nach einer einheitlichen Definition durch den Umstand, dass auch Männer in traditionellen Lebensentwürfen Sorge zur Familie tragen – auch wenn dies im klassischen Ernährer-Modell eher ein «Sorgen für die Familie» als ein «Sorgen in der Familie» ist.

Wir nutzen den Begriff der *caring masculinities* einerseits pragmatisch als Ordnungsbegriff, der einfach mal die wichtigsten Formen sorgender Tätigkeiten benennt. Dabei kann man streiten, wie eng die Definition sein soll. Die feministische Care-Theorie versteht in der Regel alle unbezahlten Arbeiten im Haushalt und alle bezahlten und unbezahlten Betreuungs- und Pflegearbeiten darunter. Wir gehen von einem breiteren Care-Begriff aus, der sämtliche Formen des (Sich-)Sorgens – insbesondere die Selbstsorge, aber auch weitere «typisch männliche» Care-Tätigkeiten wie z.B. das ehrenamtliche Engagement als Fussballtrainer einer Juniorenmannschaft – abdeckt. Damit wollen wir der Care-Realität von Männern besser gerecht werden und insbesondere auch dem Kurzschluss vorbeugen, wonach sich das Thema *caring masculinities* auf *caring paternities* – das väterliche Engagement – reduzieren lässt.



Alle Formen sorgenden Tätigseins bauen dabei auf dem gleichen Fundament, im Modell beschrieben als „Bezogen- und Verantwortlich-Sein als Haltung und Kompetenz“. Hier werden das Problem wie auch das Potenzial des Begriffs fassbar: „Caring“ ist so ziemlich das exakte Gegenteil des zwar brüchiger gewordenen, aber noch immer dominierenden Männlichkeitsbilds, in dessen Zentrum die Bereitschaft zur Fremd- und Selbstausbeutung, zur Verletzung der Grenzen von sich selbst und von Dritten steht. Um sorgend tätig zu sein, müssen Männer Neuland erobern, ihr Instrumentarium erweitern. Und diese Praxis wirkt wiederum auf das männliche Selbstbild zurück. Hanlon (2012): *“Doing caring work is associated with having a more flexible definition of masculinity, men’s roles, and men’s caring capabilities”*[1].

caring masculinities weisen normativ eine Richtung, in die sich traditionell-hegemoniale Männlichkeitsvorstellungen zu einem zeitgemässen (Selbst-) Bild als Mann erweitern und modernisieren können. Das Wertvolle daran: Caring Masculinities stellen eine potenzielle Positivdefinition transformierter Männlichkeit dar, indem eben nicht nur gesagt wird, was Männer nicht (mehr) tun sollen. Das Konzept bietet so einen Horizont, eine Alternative, Orientierung. Und das ist zentral, wenn Männer im Gleichstellungsprozess einen Gewinn sehen sollen. Elliott (2015) bringt es auf den Punkt: “*We cannot deconstruct male power without reconstructing the emotional lives of men*[2]”.

---

[1] Hanlon, Niall (2012). Masculinities, Care and Equality: Identity and Nurture in Men’s Lives. Basingstoke, UK: Palgrave Macmillan, S. 202

[2] Elliott, Karla (2015). Caring Masculinities: Theorizing an Emerging Concept. Men and Masculinities, 1-20, S. 13. Vgl. auch: Hanlon (2012, 66): «We cannot appreciate masculinities without understanding relations of power and dominance, but we cannot understand power and dominance without also appreciating men’s emotional lives. Moreover, we cannot deconstruct male power without reconstructing the emotional lives of men.»

Das entsprechende Leitbild auf Ebene Paar und Familie ist das Dual Earner/Dual Carer-Modell, die Solidargemeinschaft (in Abgrenzung zur traditionellen Versorgungsgemeinschaft). Dabei geht das Konzept der *caring masculinities* über die faire quantitative Verteilung von Tätigkeiten hinaus, weil mit Care eben nicht nur *being engaged*, sondern auch *being concerned* gemeint ist. *Equality* meint dann nicht nur hälftige Übernahme von Care-Tätigkeiten, sondern auch hälftige Übernahme von Care-Verantwortung.

3. Abschluss – Einfach Mann sein

Einfach Mann sein ist nicht leicht – aber in gewisser Weise auch einfach... Zum Abschluss möchte ich uns allen fünf Wünsche auf den Weg mitgeben:

#1 Schluss mit Verdrängung: Den Schmerz sehen und liebevoll annehmen

ich wünsche uns die Stärke, aus dem Hamsterrad traditioneller Männlichkeitsentwürfe auszusteigen. Kompetition und Konkurrenzkampf kann man(n) auch einfach sein lassen. Dort gibt es nichts zu gewinnen und nichts zu wachsen. Dort drehen wir uns nur in der Endlosspirale des patriarchalen Traumas weiter. Machen wir das, wo Wachstum eine realistische Option ist. Wenden wir uns unserem Schmerz zu. Erlauben wir uns, zu leiden und zu hadern – vielleicht sogar mit Lust, aber nicht aus einer Haltung des Selbstmitleids, sondern der Selbstachtung heraus.

#2 Schluss mit Selbstvorwürfen: Wir sind Opfer struktureller Macht, an deren Erhaltung wir als Täter mitwirken

Ich wünsche uns Entlastung im Wissen, dass das Gefühl des Ungenügens nicht Ausdruck individuellen Versagens, sondern Ausdruck struktureller Macht und kollektiver Verdrängung ist. Keiner von uns kann das Bild des allzeitbereiten, omnipotenten, unfehlbaren Supermannes zu erfüllen. Keiner von uns ist umgekehrt einfach ein einfältiger testosterongesteuerter Trottel. Wir sind Männer, also Menschen, die unter den Männlichkeitsnormen leiden, die wir selber mittragen.

#3 Schluss mit Faust im Sack: Wut ist ein Kompass, Generativität das Ziel.

Ich wünsche uns die Weisheit, unsere Wut – ja sogar den Hass – als Energie nutzbar zu machen, um sie zu überwinden. Wut ist ein Wegweiser, ein Motor, Kraft. Aber Wut ist ein schlechtes Ergebnis. Wut zerstört und lenkt ab. Generativität ist das Ziel. Schöpferisch tätig sein zu können – und demütig die Grenzen des Schöpferischen anerkennen können.

#4 Schluss mit Isolationshaft: In Verbindung mit sich und Anderen kommen.

Ich wünsche uns die Kraft und den Mut, uns gegen alles zu wehren, was den Wächter in uns stärkt – egal, ob es der Chef, die Frau oder der Bankberater ist. Wehren wir uns gegen alle, die uns eine Erbschuld einreden wollen an den Verhältnissen, wie sie uns unsere Vorfahren hinterlassen haben. Das ist unlauter. Das ist Manipulation. Es gibt keine männliche Erbschuld. Es gibt nur die Verantwortung für die tatsächliche Teilhabe an der patriarchalen Dividende, Verantwortung dafür, nicht aus Bequemlichkeit weiterhin etwas zu tun, obwohl wir es als falsch erkannt haben.

#5 Schluss mit brav: Kämpfen wir darum, mehr Mann und ganz Mensch sein zu dürfen.

Ich wünsche uns das Vertrauen in die Schönheit und die Liebenswertigkeit von all dem Ungeliebten, das in unserem inneren Gefangenen festgezurrt ist.

«Warum, wenn Gottes Welt doch so gross ist, bist du ausgerechnet in einem Gefängnis eingeschlafen?», fragt der orientalische Mystiker Rumi (1207-1273).

Und ganz zum Schluss die Feststellung: Ich bin sicher, dass Sie wahrgenommen haben, weshalb ich glaube, dass die kirchliche Männerarbeit in diesen grossen Veränderungs-bewegungen eine ganz besondere Rolle zu spielen hat... Ich freue mich auf den Austausch mit Ihnen.

Markus Theunert ist seit dem 1. Oktober 2017 Leiter des Schweizerischen Instituts für Männer- und Geschlechterfragen SIMG (www.simg.ch). In dieser Funktion leitet er auch das nationale Programm MenCare Schweiz (www.mencare.swiss). Von 2005 bis 2016 war er Präsident des Dachverbands Schweizer Männer- und Väterorganisationen männer.ch (www.maenner.ch).

Kontakt: theunert@maenner.ch